

Investieren wie Profis

Die Beteiligung an einer Firma lohnt sich mehr als jedes Sparbuch: „Private Equity“ geht auch für Privatanleger.

Von Georg Meck
und Bettina Weiguny

Wenn einer weiß, wie der Hase läuft in der Jagd auf lukrative Unternehmen, dann ist dies George Roberts, ein 71 Jahre alter Herr, der seine Besucher im Silicon Valley empfängt, nur ein paar Kilometer von Facebook und Google entfernt. Roberts, so etwas wie der Urahn aller Firmenjäger, mischt seit bald 40 Jahren bei den großen Deals mit. 1976 hat er - die mittlerweile legendäre - Firma KKR gegründet, zusammen mit seinem Cousin Henry Kravis und Jerome Kohlberg. Das Trio hat vorgemacht, wovon heute eine ganze Branche lebt. Private-Equity-Investoren kaufen Firmen, von denen sie glauben, dass sich mehr daraus machen ließe. Klassischerweise halten sie diese drei bis sieben Jahre, trimmen sie auf Effizienz und verkaufen sie hinterher mit Gewinn. Und wenn Leute wie Roberts von Gewinn reden, meinen sie nicht 1 oder 5 Prozent. Sondern 50 oder 100.

An rund 100 Unternehmen in aller Welt ist KKR heute beteiligt, in Deutschland sind sie unter anderem beim Gabelstapler-Hersteller Kion, bei ProSieben oder WMF eingestiegen. Auch Marken wie Hugo Boss oder Douglas landeten irgendwann in Händen von Private-Equity-Investoren, mehr als 100 Firmenkäufe bringen die jedes Jahr in Deutschland zustande.

Berühmt-berüchtigt wurden die Pioniere KKR einst durch die Bieterschlacht um den Tabakkonzern Nabisco im Jahr 1988. Seit dem Buch „Barbarians at the Gate“, das den 30-Milliarden-Krimi aufarbeitete, haben sie den Beinamen „Barbaren“ weg, daraus wurde später in Deutschland die Heuschrecken-Polemik. Gegen den Vorwurf, Unternehmen auszusaugen, wehrt sich Roberts vehement: „So böse kann nicht gewesen sein, was wir 40 Jahre lang gemacht haben. Sonst gäbe es uns nicht mehr.“ Seine Bilanz: 67 Milliarden Dollar haben sie seit der Gründung in Firmen gesteckt. „Der Wert dieser Investitionen hat sich mehr als verdoppelt.“

Dagegen kommt kein Sparbuch an und auch keine Bundesanleihe, schon gar nicht in Zeiten der Mickerzinsen. Umso verlockender wird diese Form der Anlage für den gewöhnlichen Sparer: Nur wie wird er Heuschrecke? Wie nimmt er an Gewinnen teil, die zumeist Profianlegern wie Pensionskassen vorbehalten sind?

Am simpelsten gelingt dies über den Einstieg an der Börse, über Aktien von Private-Equity-Investoren wie KKR und Blackstone in Amerika. Eine weitere Möglichkeit sind die weniger bekannten Namen hierzulande: Aurelius hat in seinem Portfolio Schiffe (Hanse Yachten) und Schnapsbrenner (Berentzen), der Wertzuwachs der Aktie in den letzten fünf Jahren betrug sagenhafte 700 Prozent.

Ebenfalls börsennotiert ist die „Deutsche Beteiligungs AG“, die mit 50 Jahren Erfahrung wirbt. Mehr als 300 mittelständische Firmen gingen in der Zeit durch ihre Hände, in dem Portfolio hat vieles Platz: Bäcker, Textilhändler, Nachhilfelehrer. Die Aktionäre können nicht meckern angesichts von insgesamt 70 Prozent Rendite in den vergangenen fünf Jahren.

Neuerdings entdecken die Investoren ein zusätzliches Feld für sich: die Startup-Szene. Das Geschäft ist ungleich riskanter, da die Flop-Rate unter den Neugründungen immens hoch liegt, in der Regel scheitern neun von zehn Tech-Buden. Dafür ist die Rendite ungleich höher bei denen, die durchkommen. KKR-Veteran Roberts hat in seiner direkten Nachbarschaft im Silicon Valley zu viele spätere Stars abheben sehen, ohne an den Wertsteigerungen in der Frühphase teilzuhaben. Das hat ihn geärgert. Darum lautet die neue Marschroute von KKR: mehr Wagniskapital vergeben. Eine Milliarde Dollar stecken sie momentan in den Bereich. Das soll erst der Anfang sein.

Auch risikofreudige Kleinanleger hierzulande können auf die Techis setzen. So wagt sich demnächst die „German Startups Group“ an die Frankfurter Börse, Jagdrevier ist die Gründerszene - und zwar in Deutschland, vor allem in Berlin. Frontmann Christoph Gerlinger hat zwei Start-ups selbst gegründet und an die Börse gebracht. So erfolgreich, dass er sich seit 2012 als Investor umtut. Bislang nur mit seinem eigenen Vermögen und dem von Freunden, künftig auch mit fremdem Geld: „Der Börsengang ermöglicht es Anlegern, am Aufschwung junger, schnell wachsender Unternehmen von Anfang an zu profitieren, nicht erst wenn diese an die Börse gehen“, sagt der 47 Jahre alte Betriebswirt. In seinem Portfolio finden sich die deutschen Vorzeige-Frischlinge Delivery Hero, MisterSpex und das mit mehr als 700 Millionen Euro bewertete Musikportal SoundCloud.

Wer den Umweg über die Börse scheut, der ist womöglich bei Thomas Weinmann richtig. Der Mann hat 17 Jahre Private Equity hinter sich, war die Nummer drei von BC Partners in Deutschland. Das war ihm auf Dauer zu wenig. Deshalb hat er sich selbständig gemacht - mit einer eigenen Private-Equity-Firma: Astorius Capital. Nun sammelt er von Privatleuten Geld ein und verteilt es dann auf Private-Equity-Investoren seines Vertrauens - immer mit dem Ziel, mehr Rendite rauszuholen als auf konventionellem Weg möglich. Zehn Prozent Profit pro Jahr mindestens, das ist der Anspruch. „Erst ab zehn Prozent, die unsere Geldgeber verdienen, erhalten wir eine Beteiligung an deren Gewinn.“ Ein Zehntel von dem, was darüber hinaus geht, behält Astorius als Prämie. Außerdem werden jährlich 1,5 Prozent Gebühren fällig - darin enthalten sind Honorare fürs Management, für Steuerberater und Rechtsanwälte.

Für den kleinen Geldbeutel ist die Sache nichts: „Ab 200 000 Euro ist ein Investment für den Anleger sinnvoll“, sagt Weinmann. Zu zahlen ist der Betrag nicht auf einen Schlag, sondern in Stufen. Wer 10 000 Euro in Private Equity investieren will, dem rät auch er zu Aktien von Finanzinvestoren.

2014 hat Weinmann seinen ersten Fonds platziert. Die ersten Kunden kamen mehrheitlich aus dem Umfeld der Private-Equity-Branche, „Semiprofessionelle Anleger“, wie er sagt. Investmentbanker, Berater, Anwälte, alles Leute, die zuvor schon Einblick hatten in das Geschäft. 62 Prozent davon haben dieses Jahr auch in seinen zweiten Fonds investiert, sind also „Wiederholungstäter“.

Die Folien, die Weinmann auflegt, zeigen, wie sehr Deutschland in dieser Art Geldanlage Entwicklungsland ist: Privatleute sind kaum investiert, die Family Offices reicher Clans halten zumindest 12 Prozent ihres Vermögens in Pri-

vate Equity, zum Vergleich: Die Yale-Stiftung, Vorbild vieler Anleger, steckt ein Drittel des Vermögens in diesen Bereich.

Allerdings warnt auch Weinmann davor, zu viel zu riskieren: „10 bis 20 Prozent des Vermögens in Private Equity sind für Privatanleger sinnvoll.“ Denn ein Nachteil ist nicht zu bestreiten: Das angelegte Geld ist nicht liquide. Die Anlage ist langfristig, auf sieben bis zehn Jahre angelegt. Als lohnend scheint Weinmann Europas Mittelstand, auch Firmen in Amerika. Und immer sind die Astorius-Partner selbst an Erfolg oder Misserfolg beteiligt: „Wir investieren auch eigenes Geld.“